Gmünder Heimatblätter

Nummer 1 Schwäbisch Gmünd, Juni 1966 27. Jahrgang

Die Johannisschüsseln in Zimmern und Mutlangen

Hermann Kissling

Die Passionszeit rief die Erinnerung wach an eine biblische Gestalt, die vor Christus sterben mußte: Johannes der Täufer. Auch der Bußprediger ist von Menschen, die Eigenliebe und Böswilligkeit der Wahrheit vorgezogen haben, dem Tode ausgeliefert worden. Johannes tadelte unerschrocken den Landesfürsten Herodes Antipas, der die Frau seines Halbbruders entführt und zu sich genommen hatte. Während seiner Geburtstagsfeier läßt der Machthaber den Propheten im Kerker enthaupten. Damit erfüllt er den unglaublichen Wunsch der tanzenden Salome, hinter dem das Verlangen ihrer Mutter Herodias steht.

Das Sterben auf dem Hügel vor Jerusalem und der Tod im Kerker der Feste Machäus jenseits des Toten Meeres sind so nahe beieinander, wie der Getaufte und der Täufer sich im Jordan einander nahe waren. Bildhaft hat dies der Maler am alten Chorgewölbe der Eschacher Kirche gezeigt: am östlichen Gewölbeteil reihen sich die Bilder zur Passion Christi, am westlichen die Szenen aus dem Leiden Johannes des Täufers. Aber nicht nur die Gegenüberstellung der Bildstreifen, sondern auch Einzelheiten machen diese Verbindung sichtbar. Der Maler leiht Pilatus und Herodes Antipas die gleiche Geste.

Das Kreuz ist das Sinnbild des Leidens Christi, ja ein Symbol Christi selbst. Ein vergleichbares Zeichen gibt es für den Täufer nicht, wiewohl er zu den volkstümlichsten Heiligen insbesondere im späten Mittelalter gehörte. Doch vergleichbar in motivischer Art sind aus der Passion des Herrn das Antlitz Christi auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika und von Johannes die Johannisschüssel. Wohl ist die Erzählung über das Tuch einer Legende entnommen und die Erwähnung der Schüssel einem biblischen Bericht; jedoch das Mittelalter sah hierin keine bedeutenden Rangunterschiede.

Die Wiedergabe des Tuches und der Schüssel brachte jedes in seiner Weise ein blutendes Haupt zur Anschauung. Und, was für die Liturgie- und Kunstgeschichte bedeutsam ist, beide Bildtypen haben sich zu der Art eines Andachtsbildes entwickelt.

Die äußerlich unscheinbare Kapelle in Zimmern bewahrt in einer vergitterten Nische des Altarraumes das kleine Bildwerk. Das Haupt des Täufers liegt in einer gedrehten und rot gefaßten Holzschüssel (Durchmesser 25 cm). Das ernste Antlitz wird beherrscht von den großen Augen. Es scheint, als hätten sie im letzten Blick sich ganz einer fernen Weite und Höhe hingegeben. Das Suchen und Verlangen dieser Augen kommt nicht nur in der Größe ihrer Zeichnung, sondern ebenso in der Wölbung zum Ausdruck. Wie der Bildschnitzer auf plastische, tastbare Wölbungen hin gearbeitet hat, läßt die Modellierung des ganzen Antlitzes erkennen. Das hohe Haupt mit dem langen, in der Mitte gescheitelten Haupthaar setzt die Stirnlinie in großer Wölbung über den ausgeprägten Hinterkopf fort. Der Kinnbart ist nicht in Riefeln und Sträh-



Johannisschüssel in Zimmern, Vorderansicht



Seitenansicht des Bildwerkes von Zimmern

nen aufgelöst. Nur die eingerollten Enden der Bartlocken sind hervorgehoben, doch frei von Zufälligkeit und geradezu als ein Ornament zu sehen. Die Auffassung des Schnitzers mindert keineswegs die künstlerische Leistung, eher bestätigt sich darin sein Verständnis für das plastische Gestalten.

Die Fassung des Bildwerkes hat zwar gelitten, besitzt jedoch den Vorzug, noch original zu sein. Die Elfenbeinfarbe des Inkarnates spielt an den Wangen in ein Rot. Dunkelbraun sind die Haare, auf denen sich noch deutliche Spuren von Blattgold finden.

Goldbelegte Haare, die eingerollten Bartlocken und die plastische Durchbildung des ganzen Hauptes lassen das Bildwerk noch in das 12. oder beginnende 13. Jahrhundert datieren. Diese frühe Datierung wird vielleicht deshalb wenig Glauben finden, weil die Johannisschüssel zum Typ der Andachtsbilder zählt. Und diese Bildthemen sind erst gefördert worden durch die geistige Bewegung der Mystik seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert.

Eine genaue Betrachtung löst den Widerspruch. Das hinter die Ohren zurückgenommene Haupthaar ist an den Seiten verschieden gebildet und erweckt den Eindruck, als sei am unteren Ansatz der Haare ohne Rücksicht auf die Form getrennt worden. Man mag hier an den Vorgang der Enthauptung denken, aber auch daran, warum der meisterliche Schnitzer hier „naturalistisch" sah und eine bildnerisch nicht gänzlich befriedigende Form wählte. Und weiter wird man zu fragen haben, warum der Hals mit einer recht roh bearbeiteten Scheibe verlängert worden ist.

Die beiden Feststellungen zur Form führen unschwer zur Antwort: Dieser Johanniskopf gehörte ursprünglich zu einem Bildwerk des gekreuzigten Heilandes. Dessen Haupt wurde abgetrennt, in die Schüssel getan und zur günstigen Darbietung mit einer Scheibe unterlegt. Wann dies geschah, wann dem Christushaupt ein neuer Inhalt gegeben wurde, läßt sich nicht nachweisen, zumal eine genaue Datierung der Schüssel nicht gewagt werden kann. Doch kommt dafür am ehesten das späte Mittelalter, — eher das 15. als das 14. Jahrhundert — in Frage. Denn dieser Zeit trauen wir solch kühne Umwandlungen zu.

Die Renaissance- und Barockzeit hatten für die Andachtsbilder nicht mehr so viel übrig, insbesondere gingen sie kaum einmal in der geschilderten Weise mit ihnen um. Und sollte hier tatsächlich eine Ausnahme vorliegen, wäre der Kopf sicherlich in barocker Weise übermalt worden.

Die Kapelle in Zimmern ist dem Täufer geweiht. Das bekunden neben archivalischen Belegen der steinerne Kopf über dem Eingang, aber auch die beiden spätgotischen Schnitzfiguren des Heiligen. Eine steht im barocken Altarretabel zur Rechten der Muttergottes, die andere auf einer Konsole an der südlichen Altarwand. Deshalb ist es kein Zufall, gerade an diesem Ort eine Johannisschüssel vorzufinden.

Die Johannisschüssel in Mutlangen

Dem Zugriff entzogen, allerdings auch der genauen Betrachtung, hat man vor etlichen Jahren die Johannisschüssel hoch an der Langhaus-

Nordwand angebracht. Die Abbildung rückt das Bildwerk heran: Ein merkwürdiger Kopf hebt sich aus dem tiefen Spiegel der Schüssel heraus. Trauer hat die Züge dieses Antlitzes, in dem die fallenden Linien vorherrschen, geprägt. Halbgeschlossene Lider deuten die gebrochenen Augen an, aber — und in dieser Aussage liegt ein gewisser Widerspruch — Sinneswachheit macht das Gesicht wie gespannt.

Gleich einer geriefelten Haube liegt das Haupthaar auf dem Kopf, in einem wulstigen Ansatz sich vom Gesicht abhebend. Nur zwei kleine spitze Stirnlocken unterbrechen die bogenförmige Einfassung. Deutlich gerahmt wird auch das Untergesicht von einem gespaltenen Vollbart, dessen Teile sehr bewußt modelliert und gegeneinander abgesetzt sind.

Gerade darin, wie die Einzelform in ihrer isoliert plastischen Heraushebung dargestellt ist, offenbart sich aber auch die Grenze dieser Schnitzleistung. Es scheint, als stecke in der Regelmäßigkeit der Herausformungen auch etwas Ängstlichkeit vor dem freien Schnitt. Immerhin bleibt ein bestechend geschlossenes und einheitliches Bild.

Einen ähnlichen Kopftypus und das etwas formelhafte Antlitz finden sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts, wie dieses Bildwerk zu datieren ist, nicht häufig. Eine gewisse Formparallele, insbesondere die gleiche Schüsselform, zeigt eine Johannisschüssel im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg (P.L.O. 116), die vom Anfang des 15. Jahrhunderts und aus Franken stammen soll.

Von der ursprünglichen Fassung des Mutlanger Werkes läßt sich nichts mehr erkennen. In neuerer Zeit ist sie von einem Restaurator übergangen worden. Die Marmorierung der Schüssel läßt an eine Korrektur des 18. Jahrhunderts denken.

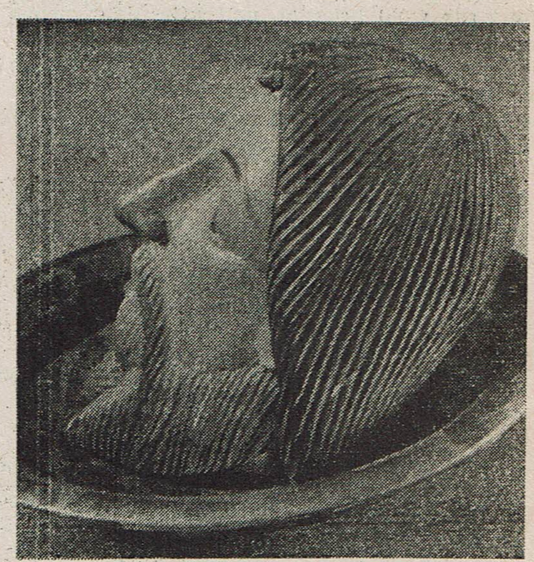
Ein betagter Mutlanger erzählte, daß dieses Bildwerk namentlich von Frauen verehrt wurde. Wenn sie unter Kopfschmerzen zu leiden hatten, sei von ihnen unter Gebet die Johannisschüssel auf dem Haupt dreimal um den Hochaltar getragen worden. Bei der Renovierung der Kirche im Jahr 1935 habe dann der Ortsgeistliche die Schüssel fünf Meter hoch an der Wand anbringen lassen. Er beabsichtigte damit vermutlich, dem Brauch ein Ende zu setzen.

Daß die Schilderung glaubhaft ist, wissen nicht nur ältere Einwohner, und daß es sich um einen traditionellen Ritus handelte, läßt sich mit einer Stelle aus Deblers Chronik belegen: „Am St.-Johannis-Tag wurde auch der St.-Johannis-Kopf um den Kreuzaltar (in der Pfarrkirche) von Kindern getragen. Er soll vor das Hauptweh gut seyn".[1])

Diese Johannisschüssel kam um 1900 als Leihgabe in das Gmünder Museum, wie eine Notiz des damaligen Kustos Stadelmaier festgehalten hat. Doch scheint sie bald darauf zurückgegeben oder abhanden gekommen zu sein, denn niemand konnte etwas über ihren Verbleib sagen.



Johannisschüssel in Mutlangen, Vorderansicht



Seitenansicht des Mutlanger Bildwerkes

*

Jeder, der sich um geschichtliche Zeugen der Heimat müht und glaubt, ihnen eine Würdigung angedeihen lassen zu müssen, ist in der Gefahr, aus der Nahsicht die Werke zu überschätzen, sie zu bedeutend zu sehen. Deshalb sollte gerade der Heimatforscher nicht versäumen, immer wieder die Gedanken und den Blick auf die großen Ereignisse und Leistungen der abendländischen Kunst und Geschichte zu richten.

Doch glaube ich, die Herausstellung insbesondere der Johannisschüssel von Zimmern, aber auch der Hinweis auf die Schüssel in der Mutlanger Kirche, setzt uns nicht dem Verdacht einer falschen Wertung aus. Neben der künstlerischen Leistung ist auch ihre Ikonographie nicht alltäglich. Und zuletzt wäre hervorzuheben, daß die Johannisschüssel in Zimmern das einzige spätromanische Holzbildwerk unserer Heimat ist, das sich an Ort und Stelle erhalten hat.[2])

1) Debler, Dominikus: Chronik der freien Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, Band 4, S. 144.

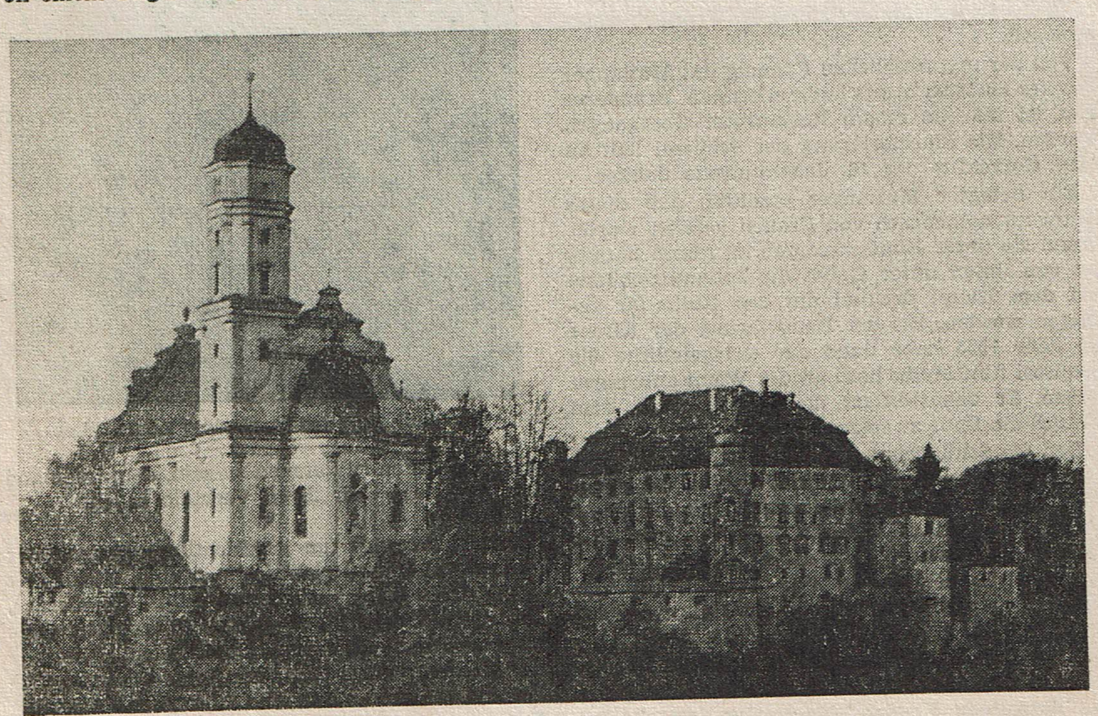
2) Das spätromanische Kruzifix des Klosters Lorch kam in den Besitz des Württembergischen Landesmuseums und wird heute im Zweigmuseum Bebenhausen gezeigt.

Der 20. April 1803, ein Unglückstag für die Wallfahrtskirche zu Hohenstadt

Albert Deibele

Eine der schönsten Kirchen in der Umgebung von Gmünd ist diejenige zu Hohenstadt. Zusammen mit dem Schloß thront sie beherrschend auf steiler Höhe über dem Kochertal. Der stolze Bau wurde von 1707 bis 1711 von Wilhelm von Adelmann erbaut an der Stelle einer Kapelle zum heiligen Patrizius, wohin viel gewallfahrtet wurde. Auch in unserem Kreis ist diese Wallfahrt gar wohl bekannt, und jedes Jahr ziehen am 17. März, dem Tage des großen Bauernheiligen, viele fromme Beter aus dem östlichen Kreisgebiet nach Hohenstadt. Dominikus Debler berichtet in dem 6. Band seiner Chronik Seite 67 von einem Unglückstag, der dieser schönen Kirche beinahe den Untergang gebracht hätte. Er übernimmt einen Bericht des „reichsgräflich von Adelmannschen Obervogteiamtes" vom 25. April 1803, der folgendermaßen lautet:

Am 20. April frühmorgens an einem grauenvollen Tage erhub sich ein heftiger Wind, welcher bis an den Abend fortdauerte. Kurz vor 5 Uhr (17 Uhr) fing es stark zu kieseln und zu schneien an. Kaum hatte dieses angefangen, so fiel ein Blitz, welcher sogleich von einem heftigen Donnerstreich begleitet wurde und darauf noch ein Blitz, welcher in den Turm, und zwar in die Kuppel unserer hiesigen schönen Kirche schlug, und fuhr herunter auf das Gewölb in



Hohenstadt, Kirche mit Schloß

den Chor und hier nächst an die Wand des herrschaftlichen Oratoriums (Gebetserker wie an der Nordwest-Wand der hiesigen Augustinuskirche), wo er ein Stück von der vergoldeten Rahme von dem Fenster nebst einigen Stukkaturen herunterschlug. Von da nahm er seine Wendung zum Altar der Mutter Gottes, schlug einen Teil von dem goldenen Schein bei dem verzogenen Namen Maria. Dieser wurde ganz ausgelöscht und ein Arm von einem Engel schwarz gemacht und fand man an diesem Altar mehrere Brandflecken.

Hierauf wurde der Altar des heiligen Patrizius ebenfalls von dem Blitz ergriffen. An einer Statue wurde ein Teil von der Albe schwarz gemacht und ein Loch in das Altartuch gebrannt und mehrere Brandflecken darein gemacht, ohne daß das Feuer weiter am Altar gezündet.

Das große Kirchengewölbe wurde durch den gewaltigen Schlag erschüttert, daß von der Stukkaturarbeit so viele und so große Stücke herunterfielen, daß die Menschen, wenn sie in Kirche gewesen wären, stark beschädigt oder gar totgeschlagen worden wären. Als der Kirchendiener das Kirchentor und die Sakristei, worin der Kirchenschatz etc., aufsperrte, so fand er so vielen Rauch und Schwefeldampf in der Kirche und Sakristei, daß er sich nicht traute zum Wetter zu läuten oder die Sturmglocke zu läuten.

Hierauf fanden sich der hiesige Pfarrer ebenfalls in der Kirche ein und die gräflichen Beamten nebst den betrübten Bewohnern des Orts. Einige beherzte Handwerksleute, Kaminfeger und andere Personen fanden sich ein und stiegen mit großer Gefahr bis in die Kuppel des hohen Turms hinauf, wo es brannte. Die Feuer- und Brandspritzen wurden herbei geschafft, auch von den benachbarten Plätzen (Dörfern). Je mehr man aber Wasser zuspritzte oder schüttete, desto mehr griff das Feuer um sich. Alsdann wurde aus dem Ort gestockte und süße Milch genug noch zeitig herbeigeschafft und auf den hohen Turm in aller Eile getragen. Auch die Feuerspritzen wurden mit Milch angefüllt. Sobald man mit Milch, und zwar mit süßer Milch hinspritzte und löschte, so wurde, Gott zum ewigen Dank, das Feuer, wovon die Kohlen schon auf die Glocken heruntergefallen, gelöscht. In die Kuppel konnte man mit der Feuerspritze nicht hinkommen, und hat ein Zimmergeselle von hier mit der größten Lebensgefahr gewaget mit halbem Leibe sich hinauszulegen, und seine Kameraden haben ihn bei den Füßen gehalten, wo er dann mit der Hand außen das Feuer eines glostenden Buches auslöschte und dabei die Hand stark verbrannte.

Hiernächst schlug er zu oberst mit dem Beil ein Loch in das Dach, damit der Rauch und Schwefeldampf aus dem Turm und der Kirche sich hinausziehen konnte. Mistlachenwasser hat auch viel Dienste getan.

Zum Zeugnis: Reichsgräflich von Adelmannsches Obervogteiamt.

Aus der Geschichte der Gmünder Häuser

Albert Deibele

Das altvertraute Bild der beiden Gebäude ist seit einigen Wochen verschwunden. Wir trauern ihm nicht nach. Zwei Veteranen sind dahingesunken — aus Altersschwäche. Die Erbauer der Häuser kennen wir nicht. Sicherlich gehörten sie zu den besseren Familien; denn in der Vorderen Schmiedgasse wohnten stets angesehene Bürger. Früher hieß die Vordere Schmiedgasse Leonhardsvorstadt. Durch sie bewegte sich der Verkehr zum Leonhardsfriedhof, zu den Ziegeleien hinter demselben (Stegziegler), dann über das Gelände der Zahnradfabrik hinauf zur Heide und weiter nach Mutlangen. Bis 1821 wurde das Schmiedtor als Durchgang benützt. Als aber in seiner Umgebung die Stadtbefestigung niedergelegt war, ließ der schrullige Arzt Dr. Josef Keringer in die Toröffnung eine Kleinwohnung einbauen. Noch schlimmer war es, als vor den schönen Turm ein nüchternes Wohnhaus gestellt wurde. Was ist an unserem Stadtbild nicht schon alles gesündigt worden! Der große Verkehr von Gmünd nach Nürnberg und Augsburg bewegte sich stets durch die Rinderbachergasse und überquerte bei der Pfennigmühle die Rems. Gehen wir aber wieder zu unseren beiden Häusern zurück!

Vordere Schmiedgasse 27

Es ist das kleinere der beiden Gebäude, angrenzend an die Buchbinderei Reubold. Der erste Besitzer, den ich kenne, war Josef Menrad aus Donzdorf. Schon früh ließ er sich beim Gmünder Militär anwerben und erhielt dadurch die Anwartschaft auf das hiesige Bürgerrecht. In Gmünd lernte er auch seine spätere Frau Anna Maria Kraus kennen. Da das Gmünder Militär zum Regiment Baden-Durlach gehörte, war er sicherlich viel mit der Truppe unterwegs; denn zu seiner Zeit wütete der Siebenjährige Krieg (1756/1763). Am 15. Februar 1759 erhielt er im Feldlager Weißenstadt bei Hof in Bayern die Erlaubnis, seine Anna Maria heiraten zu dürfen. Er war inzwischen bei der Truppe zum Feldscher (Sanitätsunteroffizier) aufgerückt. Die Trauung fand nicht in Gmünd statt, und es ist anzu-



Die Gebäude Vordere Schmiedgasse 27 und 29

nehmen, daß das junge Paar noch einige Zeit mit der Truppe umhergezogen ist. Dazu stimmt auch, daß zum erstenmal 1764 ein Kind von den beiden im hiesigen Taufbuch eingetragen ist. Vielleicht war er in diesem Jahre hierher gezogen; denn nun waren ja die Zeiten wieder ruhiger geworden. Im Häuserbuch ist Josef Menrad 1783 als Bürger und Feldscher bezeichnet, und er übte hier nun seinen Beruf als Bader und Chirurg aus, gehört also zu der untersten Gruppe der Heilkundigen. 1792 verheiratete er sich zum zweitenmal, und zwar mit Maria Katharina Urbon, der Witwe des Goldschmieds Josef Abele aus der Honiggasse Nr. 12. Im Jahre 1812 ging das Häuslein Vordere Schmiedgasse 27 an die Stieftochter Maria Anna Abele über, die sich im selben Jahr mit dem Chirurgen Jakob Riecker verheiratete. 1829 übernahm der Goldschmied Johannes Köhler das Anwesen, 1878 der Sohn Michael Köhler. Michael war ebenfalls Goldschmied, nebenher aber noch Johannismesner. Er starb 1901, seine Frau Anna Katharina geb. Hertzer 1905. Die Tochter Maria Katharina, geb. 1859, hatte 1885 den Goldschmied Wilhelm Baßler geheiratet. Wilhelm Baßler hatte vom Schwiegervater schon das Amt des Johannismesners übernommen, nun übernahm er auch noch dessen Wohnhaus. Den ältesten Gmündern ist dieser kleine liebenswürdige Mann noch gar wohl bekannt. Wenn früher eine katholische erwachsene Person gestorben war, so läutete man in der Johanniskirche die „Scheidung", meistens nach dem Schülergottesdienst. Dann strömte alles, was in der Nachbarschaft war, in die Johanniskirche. Nach dem Läuten erschien der Mesner und verkündete, wer gestorben war. Ursprünglich wurden anschließend drei Vaterunser gebetet, zu meiner Jugendzeit aber nicht mehr. Dieser Brauch hörte auf, als im 1. Weltkrieg sämtliche Glocken der Johanniskirche „eingezogen" wurden. Da bis heute noch kein Ersatz für sie eingetroffen ist, hat dieser uralte Brauch des „Scheidungsläutens" wohl für immer aufgehört. Von Wilhelm Baßler ging das Gebäude auf den Schwiegersohn Wilhelm Vogt Hausinspektor, und nach dessen Tod auf seine Witwe Anna über.

Vordere Schmiedgasse 29

Dieses Gebäude erwarb 1727 der Grätmeister Jakob Bulling, der mit einer Anna Maria Mayer verheiratet war. Von ihm übernahm es (wohl 1756) der Goldschmied Michael Forster, der 1748 Elisabeth Kucher ehelichte. Forster hatte nicht viel Glück im Leben. Nach seinem Tode 1791 wurde über seine Hinterlassenschaft das Gantverfahren eröffnet. Das Haus erwarb 1792 sein Schwiegersohn, der Goldschmied Leonhard Weickhmann. 1834 erbte es sein gleichnamiger Sohn Leonhard Weickhmann. Nach dessen Tod ging das Haus 1864 an Elisabeth, die Witwe des Stegzieglers Johann Georg Widmann, über. Auf sie folgten 1883 der Privatier Ignaz Seybold, 1885 der Briefträger Josef Dambacher, dann die Geschwister Jäger und zuletzt die Familie Anton Moosherr, Grabsteingeschäft.

Gmünder Geschichtsverein

Aus der Geschichte des Vereins

Es hat lange gedauert, bis der Gmünder Geschichtsverein aus der Taufe gehoben werden konnte. Dieses ist eigentlich verwunderlich, da unsere Stadt und ihr Gebiet auf eine reiche geschichtliche Entwicklung zurückblicken können, so daß ein Reisender einmal sagte, hier rieche es förmlich nach Geschichte. Trotz der vielen Schulen und Lehranstalten ist seitens der hiesigen Lehrerschaft nie ernstlich der Versuch zur Gründung eines Geschichtsvereins unternommen worden, obwohl Rottweil, Ellwangen, Heilbronn und andere Städte längst die Wichtigkeit solcher Vereine erkannt und darnach gehandelt haben. Männer wie Bruno Klaus, Rudolf Weser, Anton Nägele und andere haben wohl in der Erforschung unserer Heimat Tüchtiges geleistet; sie haben aber nie daran gedacht, die Freunde der Heimatgeschichte zu sammeln, sie zur Mitarbeit anzuregen und die Ergebnisse ihrer Forschertätigkeit einem festen Stamm geschichtlich aufgeschlossener Menschen, wie sie in einem Geschichtsverein zu finden sind, zu bieten.

Seit 1928 zum erstenmal die Gmünder Heimatblätter erschienen, tauchte immer wieder der Gedanke der Gründung eines Gmünder Geschichtsvereins auf; allein die folgenden Jahre waren dafür nicht günstig. Der Verein wäre notwendigerweise ganz unter die Vormundschaft der NSDAP und ihres Gedankengutes gekommen, und dafür wollten sich die Freunde des Vereins nicht mißbrauchen lassen. Man begnügte sich daher mit der Herausgabe der „Gmünder Heimatblätter". Als aber diese mit dem Ende des Jahres 1937 dem Nationalsozialismus zum Opfer fielen, schloß sich eine kleine Gruppe Unentwegter in der „Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft" zusammen, „willens, in der Stille der Nebenzimmer, wenn auch bespitzelt und verdächtigt, ihre ideale Tätigkeit für Heimat und Heimatforschung weiter zu entfalten." (Unsere Heimat, 1. Jahrg. S. 1.) Die Leitung dieser Arbeitsgemeinschaft übernahm Dr. Dietzel, dem sich der Stadtarchivar anschloß. Um der Partei keine Handhabe zum Einschreiten zu geben, wurde diese Vereinigung ganz lose aufgebaut ohne Satzungen, ohne Beiträge, ohne geschlossene Mitgliedschaft, ja ohne erklärte Vorstandschaft. Jeden Monat wurde in irgend einem Gasthause oder im Stadtarchiv eine Versammlung mit einem Vortrag abgehalten; hin und wieder wurden auch heimatkundliche Lernfahrten durchgeführt. Nie fehlte es an zahlreichen Teilnehmern. Die Not des Krieges, die Bespitzelung der Versammlungen, Anzeigen bei der Kreisleitung und meine Versetzung nach Hellershof im Spätjahr 1942 brachten die „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft" zum Erliegen.

Als diese Zeit der Enge und der Heimlichkeiten vorüber war, lebte die „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft" wieder auf, doch sollte sie, um noch mehr in die Breite wirken zu können, gänzlich umgestaltet werden. Auf Anregungen von Dr. Dietzel wurde am 5. August 1949 im Rokokosaal des Stadtgartens der „Bund für Heimatkunde" gegründet. Er sollte neben den Aufgaben der „Arbeitsgemeinschaft" auch noch diejenige des einstigen „Heimat- und Verkehrsvereins" übernehmen. Damit war etwas Fremdes in die Heimatforschung gekommen, was dieser nicht zum Segen gereichte. Der Vorstand setzte sich zusammen aus Dr. Dietzel als Vorsitzendem, dem Stadtarchivar und einem Mitglied der Stadtverwaltung, damals Stadtamtmann Wagenblast. Wie früher sollten monatliche Versammlungen mit Vorträgen, Besprechungen und Anregungen durchgeführt werden. Als Fortsetzung der „Gmünder Heimatblätter" wurde „Unsere Heimat" herausgegeben. Sie erschien als monatliche Beilage der NWZ ganz in der Aufmachung der früheren Heimatblätter. Es gelang nie, dem „Bund" pulsierendes Leben zu geben. Vor allem fehlte ein sicherer tragbarer Unterbau, wie ihn nur ein festgefügter Verein bieten kann; denn auch der „Bund" wurde nur als lose Vereinigung geführt ohne Satzungen und ohne Beiträge. Einen Geschichtsverein ins Leben zu rufen, dazu war aber Dietzel nicht zu bewegen, vielleicht fühlte er sich zu alt dazu. So entschlief der „Bund für Heimatkunde" nach kurzer Zeit still und friedlich ohne eigentlichen Todeskampf.

Wie früher wurden nun die wieder erscheinenden „Gmünder Heimatblätter" der Sammelpunkt für die Heimatforscher. 1957 starb Dietzel und

die Schriftleitung der „Heimatblätter“ ging an den Stadtarchivar über.

Von Anfang an war es dessen Bestreben, in Gmünd einen tragfähigen Geschichtsverein zu gründen. Am 21. Oktober 1964 konnte endlich zur Tat geschritten werden. Damals versammelte sich eine kleine Zahl geladener Gäste im Vortragssaal der Volkshochschule zur Gründung des „Gmünder Geschichtsvereins“. In die Vorstandschaft wurden gewählt Studienrat Gerhard Kolb als Vorsitzender, Stadtarchivar Albert Deibele als Stellvertretender Vorsitzender und Carl Wagenblast als Schriftführer, Albert Dangel als Kassenwart und fünf Beisitzer. Die vorläufige Satzung, die später nur noch geringe Änderungen erfuhr, wurde genehmigt und der Verein für gegründet erklärt.

Am 16. November 1964 erließ der „Gmünder Geschichtsverein“ folgenden Aufruf an die Bevölkerung:

„Am 21. Oktober 1964 wurde der Geschichtsverein Schwäbisch Gmünd gegründet. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die Geschichte von Stadt und Land des Kreises Schwäbisch Gmünd zu erforschen und sich für die Erhaltung wertvoller Kulturdenkmäler und ansprechender Ortsbilder einzusetzen. Durch Wort und Schrift, sowie durch Führungen in Stadt und Land soll der Sinn für die reiche Vergangenheit unserer Heimat geweckt und das Verständnis für sie erschlossen und vertieft werden . . .

Der gewiß bescheidene Jahresbeitrag von 3,— DM sollte es möglich machen, den Verein von Anfang an auf breite Grundlage zu stellen und ihn in allen Berufsschichten zu verankern.“

Der Verein hat die Anfangsschwierigkeiten schnell und leicht überwunden. Eine stattliche Anzahl von Teilnehmern konnte gewonnen werden, und der Verein hofft auf neuen Zugang aus allen Kreisen der Bevölkerung. Jedermann ist herzlich willkommen. Bis heute sind schon eine schöne Anzahl von Vorträgen und Führungen veranstaltet worden. Ein reiches Programm steht für 1966 bevor. Als Vereinsgabe für 1965 konnte den Mitgliedern überreicht werden: Fraenger/Deibele: Jörg Ratgebs Vaterstadt. Für 1966 erhielten die Mitglieder: Deibele: Krieg und Kriegsende im Kreise Schwäbisch Gmünd. Die Schrift bildet zusammen mit Band 4 der „Gmünder Hefte“: Krieg und Kriegsende in Schwäbisch Gmünd, ein Ganzes.

Zusätzlich hat sich der „Gmünder Geschichtsverein bereit erklärt, die Gemeindearchive unseres Kreises zu ordnen und zu betreuen. Zusammen mit dem Gmünder Stadtarchiv werden sie jeder Gemeinde einwandfreie Unterlagen für ihre Ortsgeschichte bieten. A. D.

Zeitgeschehen Dezember 1965 und Januar 1966

1. Dezember: Das Wohnungsbauministerium sagt die Förderungsmittel für den Wohnungsbau im Eisenmannschen Gute verbindlich zu. Für das Parken auf dem Marktplatz sind nun Parkscheiben nötig.

2. Dezember: Landrat Dr. Röther legt der Presse die Satzungen der Planungsgemeinschaft Württemberg-Ost vor.
Einweihung des Erweiterungsbaus des Margaritenhospitals.

3. Dezember: Gründung der „Abendmittelschule Schwäbisch Gmünd“. Sie soll strebsamen Menschen die Möglichkeit geben, sich das Bildungsgut einer Mittelschule anzueignen.

16. Dezember: Richtfest für die Halle 8 der ZF im Schießtal, die für 360 Personen neue Arbeitsplätze schafft.

17. Dezember: Richtfest für ein Sammelgebiet der evangelischen Gemeinde Lorch.
Richtfest für die Wollwarenfabrik Claus Franke KG in Eschach. Damit zieht das erste Industrieunternehmen in das Dorf.

20. Dezember: Einweihung der neuen Volksschule in Großdeinbach.

23. Dezember: Für die Michaelskirche ist nun endlich die Baugenehmigung erteilt worden.

30. Dezember: Die Stadt Gmünd schreibt die Arbeiten zum Umbau der Baldungkreuzung aus.

31. Dezember: Waldhausen erhält zum erstenmal seit der Reformation einen eigenen Pfarrer.

8. Januar: Der Schützenverein Durlangen beschließt den Bau eines Schützenhauses.

11. Januar: In der Pädagogischen Hochschule finden sich 148 Blutspender.

13. Januar: Der Gemeinderat lehnt den Gügling als Wohnbaugebiet ab. Als geeignete Wohngebiete werden vorgeschlagen: Eisenmannsches Gut, Herlikofer Hang, Bettringen Nord-West, Vogelhof-Wustenriet, Schierenhof und Laubersches Gut. Der Gügling soll Industriegelände werden.

14. Januar: Richtfest für die Schule in Unterkirneck. Kosten der Schule $^{1}/_{2}$ Million.

15. Januar: Die seit April 1963 an der Kreishandelsschule bestehende „Berufsaufbauschule“ wird vom neuen Schuljahr ab als „Berufsaufbauschule kaufmännischer Fachrichtung“ weitergeführt.

19. Januar: Erste Bürgerversammlung in Schwäbisch Gmünd.

Für die Redaktion: Albert Deibele, Schwäbisch Gmünd, Silcherstraße 3, Beiträge sind an diese Anschrift zu richten.